



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1902. * № 34.

Im Paradies.

Roman von Woldemar Urban.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Rede des Verteidigers folgte eine Replik des Staatsanwaltes, und dann eine Replik des Verteidigers, der jetzt schlagfertig darlegte, daß — selbst wenn man sich auf den Standpunkt des Staatsanwaltes stelle — doch niemals von einem Morde, sondern höchstens von einer im Affekt begangenen Tötung die Rede sein könne.

Wenn der Angeklagte — immer vom Standpunkte des Staatsanwaltes aus gesprochen — in später Stunde bei dem Pfandleiher sich eingeklinkt habe, so könne dies doch nur geschehen sein, um sich der in seinem Besitze befindlichen Schulverschreibung zu bemächtigen. Dann könne man weiter schließen, daß der Wucherer ihn dabei überrascht, und daß Mario, außer sich gebracht durch die Entdeckung, ihn getötet habe. Ein Mord aber sei ebenso undenkbar und unbeweisbar, wie das Verschwinden von Geld oder anderen Gegenständen aus dem Laden, was auch der Staatsanwalt sagen möge. Trotz einer warnenden Bewegung ließ Mario sich nicht abhalten, gegen diese Darlegung zu protestieren und seine völlige Unschuld zu beteuern, dann war seine Kraft zu Ende, und er sank auf seinen Sitz zurück.

Es folgte die Rechtsbelehrung des Präsidenten an die Geschworenen, deren Obmann er die Fragen, über welche sie abzustimmen hatten, einhändigte, und dann zog sich die Jury zurück. Die Spannung des Publikums, von dem sich niemand aus dem Saale entfernte, steigerte sich jetzt gewaltig. Man sollte jedoch nicht allzu lange auf die Entscheidung zu warten brauchen, denn schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit kehrten die Geschworenen zurück. Ihr Verdikt, das der Obmann ankündete, lautete dahin, daß Mario Marini mit Zweidrittelmehrheit des Totschlages unter milderen Umständen schuldig sei. Darauf sprach der Schwurgerichtshof durch den Mund des Präsidenten das Urteil, welches den An-

geklagten in Anbetracht der vom Staatsanwalt selbst hervorgehobenen und von den Geschworenen anerkannten Milderungsumstände zu vier Jahren Zwangsarbeit im Bagno von Nisida verdamnte.

Während die Hauptmasse des Publikums jetzt rasch und lärmend den Saal verließ, froh über das gehabte „interessante“ Schauspiel und in seiner Neugierde befriedigt, starrte Peppa wie geistesabwesend vor sich hin und schien keiner Bewegung fähig, wie gelähmt. In der oberen Logenreihe wurde eine Dame bemüßlos. Der alte Marini meinte, es müsse Fräulein Marianne Obermeyer sein, wußte nicht, wo er in seiner ratlosen Not zuerst hinkommen sollte, und fiel endlich seinem Sohne Mario, den die Carabinieri eben wieder abführen wollten, in die Arme.

„Nur Mut, Mario! Es wird alles, alles versucht werden. Nur Mut!“ stammelte er, ohne recht zu wissen, was er sagte.

Mario schien hoffnungslos zu sein, während im Publikum die Ansicht vorherrschte, daß er „sehr gnädig davongekommen sei“. Müde, traurig, wehmütig schaute er seinen Vater an,

„Also vorwärts! Ins Bagno!“ schluchzte Mario.

Dann führten sie ihn fort.

Als Marini in die obere Logenreihe kam, lag richtig Marianne im Arme ihrer Mutter und war noch immer bemüßlos. Neben ihr stand der Verteidiger Marios, Saturini.

„Ich habe es gleich gesagt, sie würde es nicht aushalten können,“ jammerte Frau Obermeyer, „aber sie wollte nicht zu Hause bleiben.“

„Es wird vorübergehen, der Arzt muß gleich kommen,“ meinte Saturini. Es ging auch vorüber. Es geht ja alles vorüber in dieser Welt. Man stieg in einen Wagen.

„Sie fahren mit nach der Villa Marini, Herr Rechtsanwalt?“ fragte Marianne.

„Wenn Sie befehlen, meine Gnädige —“

„Es handelt sich um Besprechung der weiteren Schritte in Sachen —“

Sie vollendete nicht. Aber Saturini wußte sehr wohl, was sie meinte. Er hatte nicht sehr viele Sachen.

„Ich bin zu Ihrer Verfügung,“ antwortete er, und nach einer numerischen Pause setzte er hinzu: „Freilich, ich glaube —“ dann brach er wieder ab.

Was wollte er sagen? Marini wußte es. Er war auch hoffnungslos, wie Mario selbst. Sein Sohn war eben verurteilt, war ein Bagnosträfling! Es war vorbei, alles vorbei!

18.

Der Monat November hatte mit ziemlich rauhem Wetter eingeseht. Wilde Scirococo-Stürme brausten vom Süden herauf und brachten Regenschauer und große Wolkenzüge, die oft tagelang das Firmament verhüllten. Nachts warf wilder Sturm hohe Wasserberge auf die Tuffelsen des Posillippo, deren donnerndes Krachen die Küstenbewohner aus dem Schlaf schreckte. Da hellte sich gegen Ende des Monats das Wetter wieder auf, plötzlich und unerwartet strahlte der Golf von Neapel wieder wie früher in seiner klaren, schönen Pracht, in seiner ruhigen, idyllischen Heiterkeit, als wollte das scheidende Jahr noch einmal die Wunder der Landschaft in ihrem vollen Glanz enthüllen.



Kronprinz
 Friedrich August von Sachsen. (S. 267)
 Nach einer Photographie von
 Otto Mayer, Hofphotograph in Dresden.



Kronprinzessin
 Luise von Sachsen. (S. 267)
 Nach einer Photographie von
 Erwin Raupp, Hofphotograph in Dresden.

wie ein in seiner Jugendkraft gebrochener Mann. Dann küßte er ihn auf beide Wangen. „Vorwärts, vorwärts!“ drängte einer der Beamten.

Aber für die Bewohner der Villa Marini wollten die Wolken der Sorge und des Kummers, die sich mit dem Prozeß gegen Mario Marini über ihnen zusammengezogen hatten, nicht wieder weichen. Besonders der Zustand Mariannens flöste im höchsten Maße Bedenken ein. Das war keine bestimmte, genau zu diagnostizierende Krankheit, der man mit bestimmten Mitteln und wissenschaftlich festgelegten Heilverfahren entgegenzutreten konnte, sondern das junge Mädchen versiel immer mehr und mehr in eine müde, wie lebensfahle Apathie und Schwäche, in eine Unlust zu jeder frischeren Regung des Lebens, in eine seelische Verbitterung, die ihr jede Freude am Leben, jedes Interesse vergällte.

In Deutschland hatten sich die zu Rate gezogenen Ärzte einfach dadurch aus der Affaire gezogen, daß sie erklärten, die junge Dame sei blutarm, hatten ihr Eisenwasser, Mixturen und Heilmittel zu Duzenden verschrieben, bis sie sich kopfschüttelnd eingestehen mußten, daß das alles nichts half. Die Sache blieb beim alten. Endlich kam man auf die Idee eines Klimawechsels. Obermeyer war ein reicher Mann, und Marianne seine einzige Tochter, an der namentlich ihre Mutter mit einer außerordentlich zärtlichen Sorge hing. Warum hätte man es also mit einem Klimawechsel nicht versuchen sollen? Im Anfang war ja die Sache auch wunderbar schön gegangen. Marianne wurde heiter, sogar lebhaft, fragte und sprach viel und zeigte die verschiedensten Interessen. In ihrer Brust keimten allerlei Träumereien und Wünsche, so schön, so groß und mächtig, daß sie manchmal selbst darüber erschraf.

Besonders an den herrlichen Herbstabenden, wenn sie mit Mario Marini im Park hin und her ging, mit ihm deutsch sprach, sich von ihm Sitten und Anschauungen seiner Landsleute erklären ließ, wogegen sie ihm ihre Ansichten über Deutschland und die Deutschen mitteilte; wenn er ihr aus dem unendlichen Schatz der kindlich-naiven und oft drastisch-derben neapolitanischen Volksmärchen erzählte, von der „Mutter der sieben Diebe“ oder vom „türkischen König und seiner schönen Tochter“ oder „Grattula-Beddattula“ und wie die drolligen Volkserzählungen alle heißen, wenn der weiche, kofende Abendwind durch die Palmen des Parkes rauschte und der blinkende Mondschein auf den Meereswellen hüpfte und leuchtete, dann ging ihr ein neues Leben auf, eine Zukunft, unerhörlich an immer neuen Bildern, an anderen Schönheiten und Reizen des Lebens, eine Zukunft — der Liebe.

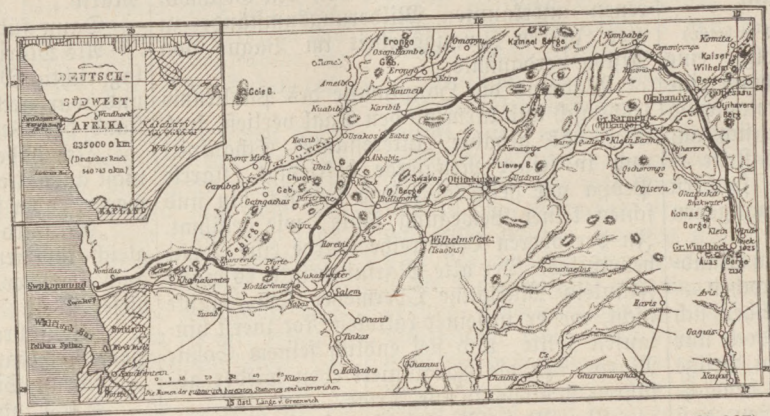
Ja, sie liebte Mario, wenn sie es auch niemand gestehen wollte, sie liebte den jungen, lebhaften Neapolitaner, der, gebildet, intelligent und geistig geweckt weit über das gewöhnliche Maß seiner Landsleute, sich dennoch die glühende Zuerlichkeit und jugendliche Frische bewahrt hatte, dessen Wesen die wunderbare stürmische Zärtlichkeit ausströmte, die seiner Zeit auch ihrem Vater so aufgefallen war, als ihm Peppas mit den glühendheißen Lippen die Hand geküßt hatte. Sie liebte ihn mit der ganzen Glut des jungen, aufblühenden Lebens, mit der ganzen Kraft der Seele, die sich soeben erst unter seiner Berührung, unter dem Hauch seiner Persönlichkeit entfaltete.

Und plötzlich war alles wieder vorbei; plötzlich fuhr ein neidisches Schicksal über das knospende Glück und schmiedete Mario im

buchstäblichen Sinne des Wortes an eine eiserne Kugel, die er Tag und Nacht mit sich herumziehen mußte, bei der Arbeit — Zwangsarbeit! Er mußte Steine karren am Hafenanbau der Insel Risida — beim Schlaf fortwährend die schwere Kugel am Bein. Unschuldig!

Nun war Marianne elender wie je. Sie fühlte einen Haß auf Welt und Menschen, der sie auf das kurze Glück um so unglücklicher machte. Sie kannte die kleine Insel wohl, wo Mario jetzt alle Qualen der Hölle litt. Wenn sie auf das Dach der Villa Marini stieg, so sah sie sie im Meer liegen, kaum zweihundert Meter vom Capo Coroglio entfernt. Wie unschuldig sah die grüne Insel mit den weißen Häuschen von weitem aus, wie idyllisch! Und doch stand ein Bagno darauf, eine Hölle für einen Unschuldigen. Denn daß Mario unschuldig war, das war für sie so gewiß wie das Evangelium. Was mußte er leiden! Welche unmenschlichen Martern und Seelenqualen erdulden!

Wenn Marianne daran dachte, überfiel sie ein Weinkrampf, und in der Villa Marini lief alles hin und her, um hunderterlei Mittel herbeizuschaffen, die alle nichts halfen. Das eine Mittel, was helfen konnte, brachte ihr



Karte der Eisenbahn Swakopmund-Windhoek (Deutsch-Südwestafrika). (S. 267)

niemand; es war angeschmiedet! Wie sie das Wort haßte! Und das trug sie alles verschlossen in ihrer Brust. Kein Mensch ahnte ihren wahren Zustand, nur ihre Mutter hegte Vermutungen, die nahezu das Richtige trafen. Marianne sparte sich heimlich Geld. Alles, was sie geschenkt erhielt, was sie sich von ihrem Toilettengeld absparen konnte, das legte sie beiseite. Sie hatte wohl selbst noch keine klare Idee mozu. Wollte sie Mario mit Gewalt befreien? Ihm zur Flucht verhelfen? Seine Wächter bestechen? Sie wußte es selbst noch nicht, nur daß Mario wieder freikommen mußte, das war ihr klar.

Wenn sie leben wollte, so mußte er frei sein, sonst verging sie, verblich wie eine Blume ohne Licht. Der einzige Trost in dieser schlimmen Zeit für sie war — Peppas. Merkwürdig! Die beiden Mädchen, die keine sechs Worte hintereinander reden konnten, um sich verständlich zu machen, sie verstanden sich sehr gut, und wenn Mariannens Zustand recht schlecht war, wenn sich ihr Inneres zusammenkrampfte im ohnmächtigen hilflosen Jammer, dann brauchte sie nur die süßen, zarten, wohligen-warmen Lippen Peppas auf den ihren zu fühlen, und der Krampf im Inneren wich, und die Hoffnung stahl sich wieder von neuem in ihr Herz hinein, schwach und leise, aber sie kam.

Die Mutter Mariannens saß auf der Terrasse der Villa Marini und las einen Brief, den sie soeben von ihrem Gatten aus München erhalten hatte.

Der Brief lautete:

„Liebe Elise!

Was Du mir über das Befinden Mariannens schreibst, betrübt mich natürlich sehr, aber hinkommen kann ich jetzt unmöglich. Auch ich bin mit Dir einverstanden, wenn Du die Vermutung ausdrückst, daß ihr neuerlicher Rückfall mit der unglücklichen Prozessesache des jungen Herrn Marini zusammenhängt. Der junge Mann hat sich wahrscheinlich gerade durch die schüchterne Zurückhaltung, die er sich infolge der Verarmung seiner Familie auferlegte, in das Herz Mariannens eingeschmeichelt, und dagegen wäre ja wohl im Grunde nichts Besonderes einzuwenden gewesen, wenn nur nicht der häßliche Prozeß dazwischen gekommen wäre. Unschuldig oder nicht, darauf kommt es nun leider nicht mehr an, die Hauptsache ist, daß ein Bagnosträfling doch immer ein Bagnosträfling bleibt, für uns ein unmöglicher Mensch ist und damit basta. Das muß doch auch Marianne einsehen!

Du mußt sie um jeden Preis zu zerstreuen und von ihren Gedanken an den jungen Marini abzubringen suchen.

Wie steht es denn mit den „Ausgrabungen“ in der Villa Marini? So verrückt mir die Idee Walthers von vornherein immer erschienen ist, so habe ich doch wieder an ihn in dieser Angelegenheit geschrieben, weil Marianne sich damals ziemlich lebhaft für die Sache zu interessieren schien. Sie wird also in den nächsten Tagen wieder einen Brief von ihrem Bruder in dieser Hinsicht erhalten. Rede ihr nur zu. Sie soll die Sache in die Hand nehmen. Gefunden wird ja wohl doch nichts, aber das schadet auch nichts. Es ist nur, daß sie sich beschäftigt und abgezogen wird von ihren Grübeleien.

Ich habe auch, wie Du batest, mit dem hiesigen Arzt gesprochen. Eine Rückkehr mitten im Winter nach Deutschland geht unbedingt nicht. Wir hätten möglicherweise eine Katastrophe zu befürchten. Richte Dich also nur darauf ein, den Winter über dort zu bleiben.

Dein Dich liebender Mann.“

Einige Tage später traf auch richtig der erwähnte Brief des jungen Obermeyer aus Berlin an seine Schwester in Neapel ein. Er beklagte sich über ihre Saumseligkeit, mit der sie die Sache betriebe, teilte ihr mit, daß er zu Ostern definitiv sein Examen bestehen müsse, und daß er deshalb baldigst wenigstens eine möglichst genaue Topographie der Villa Marini brauche. Marianne fühlte sich an jenem Tage gerade so unglücklich wie möglich. Sie las das Schreiben kaum.

„Du hast deinem Bruder nun einmal die Sache vorgeredet und mußt nun wohl oder übel die nötigen Arbeiten veranlassen,“ redete ihr die Mutter zu.

„Ich kann nicht, Mutter, ich kann nicht,“ klagte Marianne.

„Du thust sehr unrecht, Marianne,“ antwortete ihre Mutter, „denn du kannst es wohl ebenso gut als damals, wo du an den Untersuchungen so viel Interesse fandest. Was soll dein Bruder von dir denken? Du bist doch kein Kind, das heute so und morgen anders denkt.“

Gegen Abend desselben Tages kam wie gewöhnlich Peppas nach der Villa Marini. Sie war in Risida gewesen und brachte einen Brief von Mario an Marianne mit. Als diese ihn las, bekam sie wieder ihre Weinkrämpfe. Unter Peppas geheimnisvoller Hilfe erholte

sie sich aber ziemlich rasch wieder. Sie zerriß den Brief Marios in lauter kleine Stücke, die sie langsam und träumerisch ins Meer warf, ein Stück hier, ein anderes dort, damit ja niemand auf die Idee kam, sie wieder zu sammeln und den Brief zu lesen. Niemand erfuhr, was Mario geschrieben hatte. Dann zeigte sie Peppa den Brief ihres Bruders aus Berlin, aber Peppa verstand ihn nicht. Erst als ihr Marianne durch Zeichen und Pantomimen zu verstehen gab, wußte sie, um was es sich handelte, und sagte, sie wolle mit ihrem Vater oder, wenn sie ihn aufsfände, mit Agnelillo davon reden.

Zufällig, als sie beim Abendessen saßen, bot sich eine Gelegenheit, der Sache näher zu treten. Ein Dienstmädchen, das bei Tisch aufwartete, brachte Marianne eine Visitenkarte und sagte, der Herr stünde draußen im Vorsaal und wüßte sie zu sprechen. Marianne reichte Peppa die Karte hin, und als diese sie las, wurde sie plötzlich leichenblau, stand rasch auf und verließ den Saal. Erstaunt blickte ihr Marianne nach. Dann sagte sie dem Dienstmädchen: „Bitten Sie den Herrn, hier einzutreten.“

Gleich darauf stand Graf Giuliano de Mattei im Zimmer. Er war in Zivil. Aber Mariannen war er auch so willkommen. Es war doch jemand, mit dem sie wieder einmal reden konnte, wenn auch nur in französischer Sprache, ein alter Bekannter, der sich freilich seit mehreren Wochen nicht mehr in der Villa Marini hatte sehen lassen, genau seit dem Tage der Verhaftung Marios.

„Mein gnädiges Fräulein,“ begann Giuliano ernst und aufgeregt, „ich bin untröstlich, wenn ich Ihnen eine Störung verursachen sollte.“

„Sie stören mich nicht, Herr Graf. Es ist mir im Gegenteil lieb, Sie wieder einmal zu sehen. Nehmen Sie Platz. Sie kennen meine Mutter?“

Graf Giuliano kannte sie noch nicht, und die gegenseitige Vorstellung erfolgte. Gleich darauf trat eine verlegene Pause ein. Marianne sah, daß Graf Giuliano etwas auf dem Herzen hatte, aber nicht wußte, wie er es vorbringen sollte, oder auch nicht wagte, es zu thun.

„Weshalb haben wir Sie so lange nicht gesehen, Herr Graf?“ fragte Marianne endlich entschlossen.

„Gnädiges Fräulein —“ erwiderte dieser verlegen und stockend.

„O, ich weiß, ich weiß. Sie fürchteten, bei uns Leute zu finden, die Ihnen nicht mehr angenehm sind und doch so angenehm waren, als sie noch hier wohnten.“

Der Klang ihrer Stimme war gereizt, nervös und vorurthsvoll. Marianne hätte es wohl nie so deutlich gesagt, wie sie über das Betragen des Grafen Giuliano

gegenüber der unglücklichen Familie Marin dachte, wenn sie nicht selbst so innerlich beteiligt gewesen wäre. Sie fühlte die der Familie Marini widerfahrene Achtung seitens der gesamten neapolitanischen Gesellschaft, die Vernachlässigung, die Herzlosigkeit, mit der man sie dem Glend überantwortete, selbst zu deutlich mit, als daß sie nicht dem Grafen gegenüber verbittert sein sollte.

„Ich weiß wohl, daß ich einen Fehler begangen habe,“ erwiderte Giuliano etwas leiser, „aber Sie würden mich wohl nicht so scharf verurteilen, wenn Sie meine Lage und besonders die Gepflogenheiten und Ansichten der Kreise, in denen ich lebe und in denen ich als Offizier leben muß, genauer kennen und würdigten —“

„Ich habe auch gar keine Lust, Herr Graf,“ unterbrach ihn Marianne noch immer gereizt, „Ihre Lage oder die Ansichten Ihrer Verkehrskreise näher kennen zu lernen. Ihre Lage hat Sie veranlaßt, die Leute, die Sie lieben oder zu lieben vorgaben, gerade in ihrer bittersten Not zu verlassen. Gerade als sie eines trostreichen Zuspruchs, eines wohlmeinenden Mitgeföhls am meisten und am dringendsten bedurfte, haben Sie Peppa verleugnet, sie im Glend verkümmern lassen. Eine solche Lage, die das als nötig erscheinen läßt, kann nur eine sehr traurige sein. Ich mag also davon nichts wissen.“

„Das ist sehr schade, mein Fräulein, denn ich kam hierher, um mit Ihnen davon zu sprechen.“

„Mit mir?“ fragte Marianne erstaunt.



Professor Dr. Karl Gerhardt.
Nach einer Photographie von
J. G. Schaarwächter, Hofphotograph
in Berlin.

„Ja. Sie haben recht, es ist eine sehr traurige Lage, in der ich mich befinde, so traurig, daß ich sie nicht mehr ertragen konnte. Das Opfer, das mir zugemutet wurde, ging über meine Kräfte. Ich habe deshalb heute früh mit meinem Vater gesprochen und ihm gesagt, daß ich meinen Abschied als Offizier eingereicht habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Durch den Tod des Königs Albert von Sachsen ist der älteste Sohn seines Bruders und Nachfolgers Georg, Prinz Friedrich August, Kronprinz von Sachsen geworden. Er ist zur Zeit 37 Jahre alt und seit 1898 mit dem Rang eines Generalleutnants Kommandeur der 1. sächsischen Division (Nr. 23). Am 21. November 1891 vermählte er sich mit der Erzherzogin Luise von Oesterreich-Toscana. Dieser Ehe sind fünf Kinder entsprossen, drei Söhne und zwei Töchter. Der älteste Sohn, Prinz Georg, kam am 15. Januar 1893 zur Welt. — Von großer Bedeutung für die Entwicklung von Deutsch-Südwestafrika ist die Eröffnung der Eisenbahn Swakopmund—Windhoek, die vor kurzem stattfand. Vom Hafen von Swakopmund bis Windhoek nahm bisher ein Wagentransport vier Wochen in Anspruch; die neue Bahn bringt ihn in knapp drei Tagen ans Ziel. Wie unsere Karte andeutet, hatte der Bau manche Terrainschwierigkeit zu überwinden. Der Schienenweg läuft von Swakopmund zunächst in westlicher Richtung nach Jakkalswater, wendet sich dann nordöstlich nach Karibib, macht von hier in westlicher Richtung einen großen Bogen nach Dabhandya, wo eine große Pfahlhochbrücke den Fluß überschreitet, und geht schließlich südwärts nach Windhoek. — Der berühmte Spezialist für Kehlkopfkrankheiten, Professor Karl Gerhardt, ist am 21. Juli auf seiner Besitzung Gamburg in Baden gestorben. Am 5. Mai 1833 in Speyer geboren, begann er 1860 seine akademische Laufbahn als Dozent in Würzburg. Er wurde 1860 Professor in Jena, 1872 in Würzburg und 1885 Nachfolger von Frerichs in Berlin als Professor für spezielle Pathologie und Therapie.



Die neue Börse in Mannheim. (S. 268)
Nach einer Photographie von H. Weinig, Hofphotograph in Mannheim.

Am Leidenslager des Kaisers Friedrich bewährte Gerhardt in hervorragender Weise seinen Ruf. — Das neue prächtige **Börsengebäude in Mannheim**, das vor kurzem eingeweiht wurde, bringt auch äußerlich zum Ausdruck, welche Bedeutung die ehemalige Residenzstadt der pfälzischen Kurfürsten dank ihrer Lage am Einfluß des Neckars in den Rhein als Handels- und Stapelplatz in unserer Zeit gewonnen hat. Der in modernisiertem Barockstil aufgeführte Monumentalbau, der sich mit seiner Hauptfront „an den Planken“ vier Stock hoch erhebt, ist ein Werk der Mannheimer Architekten Köchler und Karch.

Der Predilpaß mit der Mangartgruppe.

(Mit Bild.)

Eine von deutschen Touristen selten begangene und doch sehr beachtenswerte Alpenstraße ist die von Raibl in Kärnten nach Trißsch im österreichischen Küstenland. Sie führt über den 1162 Meter hohen, auch strategisch nicht unwichtigen Predilpaß und unmittelbar unter den Abstürzen des kegelförmigen Mangart entlang, der sich 2678 Meter hoch majestätisch erhebt. Während der sechsständigen Wanderung hat man umfassende Ausblicke auf die großartige Gebirgswelt und bis ans Adriatische Meer. Von Raibl mit seinem kleinen See führen zwei Wege bis zur Paßhöhe empor: die Sommerstraße an der östlichen Berglehne, die Winterstraße längs des Sees und dann durch Lawinengalerien geschützt, steil empor. Auf der Paßhöhe ist ein Wirtshaus und unweit von diesem ein kleines Fort, das unsere Abbildung zeigt. 1809 wurde dasselbe gegen die Franzosen rühmlich verteidigt.

Germanisches Opferfest.

(Mit Bild auf Seite 269.)

Bei allen Völkern des Altertums waren auf einer gewissen Kulturstufe Menschenopfer üblich, die den Charakter von gottesdienstlichen Handlungen hatten. Auch von den Cimbern und Teutonen, die in den Jahren 113 bis 101 vor Christus ihre Vorstöße in das römische Reich machten, ist überliefert, daß sie nach ihren Siegen über die Römer die vornehmsten Gefangenen als Opfer ihren Göttern schlachteten, womit sich ein eigentümlicher Drakeldienst verband, den die Priesterinnen ausübten. Unser Bild zeigt einen solchen Vorgang. Eine Priesterin vollzieht über dem großen kupfernen Kessel, der das Blut der Geopferten aufnimmt, mit dem Schwerte die Hinrichtung. Eine andere, die hinter dem Kessel auf einem Balkengerüst steht, starrt mit wilder Ekstase in das Blut, während sie, die Arme erhoben, ihre Weissagungen über den künftigen Verlauf des Feld-

zugs mit geheimnisvollem Raunen dem versammelten Kriegsvolk verkündigt.

Freund Toddelbys Schnupstabsdose.

Eine heitere Geschichte aus dem fernen Westen.

Von Ludwig Salomon.

(Nachdruck verboten.)

Die Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, und der schmückt sich prächtig, der sie übt.

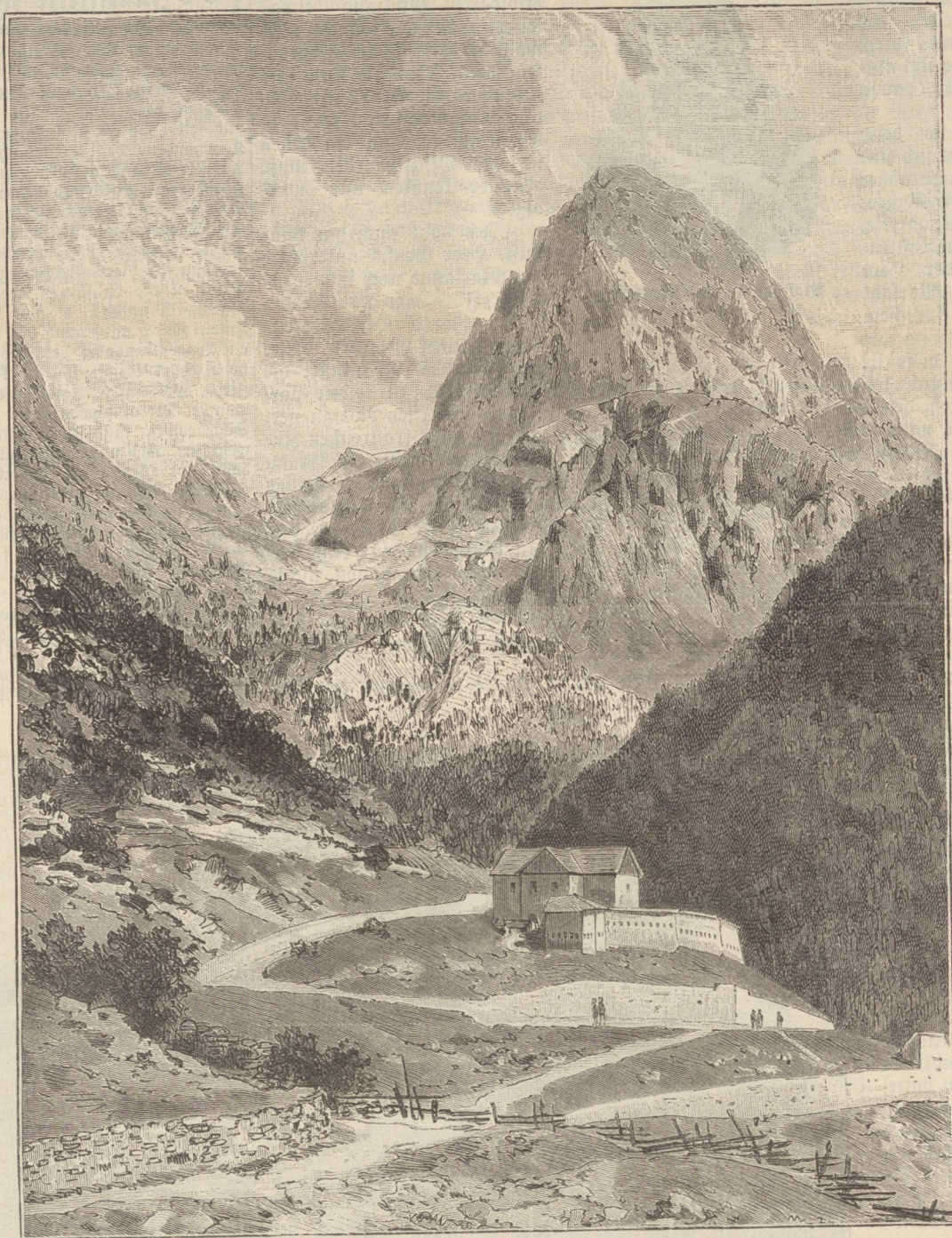
wenig scherte, der über die Regierung in Washington ganz erschrecklich schimpfte, wenn auf sie einmal die Rede kam, der aber nie eine Zeitung las und wohl auch meistens gar nicht wußte, wer Präsident im Weißen Hause war. Er hatte nur einen allgemeinen, ziemlich unklaren Haß gegen den Osten, weil er meinte, die Zivilisation werde von dort her immer mehr nach dem Westen gedrängt

werden, und dann werde es schließlich ganz und gar mit den schönen mächtigen Wäldern, den weiten, stillen Jagdgründen zu Ende sein. Er konnte sich aber nichts Schöneres denken, als in der schier endlosen Waldwildnis zu leben, durch die Prairien zu streifen und das feinste Pelzwerk aufzustöbern, das es hundert Meilen in der Runde gab. So einen kapitalen Bären zu erlegen, war ihm ein großartiges Vergnügen, und für einen jungen Biber, der noch ein Fell wie Sammet hatte, konnte er viele Tage lang im Sumpfe stehen.

Dafür verlangte er aber auch sonst vom Leben fast gar nichts. Er hatte sich an einem kleinen Gebirgssee angesiedelt, dort ein derbes Blockhaus gebaut und verbrachte nun in dieser Weltabgeschiedenheit Jahr für Jahr.

Jah war damals Pedlar, das heißt ein Händler, der mit einem Reitpferd und Packpferd herumzieht und den Farmern und Jägern hinten im Westen die nötigsten Kulturzeugnisse bringt, als da sind: Kleiderstoffe,

Zwirn, Nadeln, etwas Blechgeschirr, Messer, Pulver, Tabak und dergleichen. So kam ich auch zu Toddelby und freundete mich mit der Zeit recht gemächlich mit ihm an, allerdings nicht, weil er mir etwa stets viel abnahm — nein, er kaufte erbärmlich wenig, sondern einfach, weil er ein ganz famoser Kauz war, der abends beim Herdfeuer in seiner behaglichen Art die köstlichsten Schnuuren erzählen konnte. Dann kehrte ich außerdem auch noch des öfteren bei ihm ein, weil sein Blockhaus eine Art Knotenpunkt abgab. Ich konnte hier einen Teil meiner Waren liegen lassen und mit der leichteren Last einen weiten Umkreis „abklappern“,



Der Predilpaß mit der Mangartgruppe.



Germanisches Opferfest. (S. 268)

auch wohl eines der Pferde mehrere Tage einstellen. Ueber meine Waren konnte ich ganz beruhigt sein, es kam mir auch nicht eine Stecknadel weg, nur ereignete es sich vielleicht, daß eine Ziege oder ein Pferd etwas an der Einpackung herumknabberte. Denn das war der dunkle Punkt bei meinem Freunde Taddelby: die Thür seines Blockhauses stand immer offen, und da spazierte zuweilen auch das liebe Vieh herein.

An den schönen Abenden saßen wir draußen auf der Bank am Hause. Bei ungünstigem Wetter aber mußten wir drinnen kampieren, und hielten Sturm und Regen an, so saß ich wohl einmal fünf, sechs Tage in dem Taddelbyschen Salon. Und dann kam wohl manchmal der Wunsch, das Haus möchte etwas bequemer eingerichtet sein.

„Taddelby,“ sagte ich dann wohl vorzüglich, „möchtest du nicht ein bißchen mehr Ordnung hier halten, wenigstens die Thür schließen, daß die Ziegen nicht zu familiär würden.“

Aber diese schüchternen Zivilisationsversuche machten gar keinen Eindruck. Er sah mich jedesmal mit ganz derselben Bewunderung an, holte bedächtig seine große Schnupstabsdose aus der Westentasche und nahm eine reichliche Prise. Er war ein leidenschaftlicher Schnupfer, und die Prise war die Stärkung, mit der er sich wieder ins Gleichgewicht brachte. Dann schüttelte er mit dem Kopfe.

„Geht nicht,“ brummte er. „Habe ja niemanden, der Ordnung hält. Und durch die Thür muß Luft und Licht herein.“

„Das ist richtig,“ gab ich zu. „Aber wie wär's, alter Junge, wenn du dir eine Hilfe nähmst, wenn du endlich einmal heiratetest?“

Bei diesem Vorschlage pläzte er immer heraus, als riete ich ihm etwas unsäglich Lächerliches: „Das könnte mir passen!“ rief er. „Ein Weibsbild! Nein, ich danke. Wer wollte auch zu mir hierher ziehen?“

Der Vorschlag war ihm so ungeheuerlich, daß er gar keine Worte mehr darüber verschwenden wollte.

Es blieb also beim alten, oder richtiger, der arme Taddelby kam mit seiner Junggesellenwirtschaft immer tiefer in den Sumpf hinein. Schließlich machte ich meinen kleinen Handel stets so schnell wie möglich mit ihm ab, es war eben bei den obwaltenden Verhältnissen gar nicht bei ihm auszuhalten. Ich will aber lieber nicht mehr davon reden, mein Freund Taddelby könnte von diesen Schwätzereien erfahren und sie anjektiv für Verleumdung halten.

Also — ich kürzte meine Besuche mehr und mehr ab, bis es sich sogar dann und wann ereignete, daß ich ihn bei dieser oder jener Tour auch einmal ganz überflog. Das kam auch in einem Frühling vor, indem es entsetzlich viel regnete. Es goß wochenlang, daß weite Strecken der Prairie die reinen Sümpfe waren und man in den Wäldern kaum durchkommen konnte. Da fürchtete ich, bei meinem Freunde Taddelby festzuregnen, und drang gar nicht bis zu ihm vor. Aber auch im nächsten Frühling war es wieder sehr unfreundliches Wetter, abermals zog der Himmel seine Schleusen weit auf und ließ es fein und grob herunterströmen. Und wiederum kam ich nicht zu Taddelby.

Nun war es mir aber doch etwas bange, erstens ob er nicht in Verlegenheit geraten wäre, besonders wegen mangelnden Schießpulvers, zweitens weil ich mich vor dem Empfange fürchtete, wenn er mich nach so langem Warten endlich wieder zu Gesicht bekommen würde. Er konnte unter Umständen auch einmal recht unangenehm grob werden, der gute Taddelby.

Mit etwas beklommenem Herzen ritt ich also dem Revier Taddelbys zu. Ich stellte mir so im Geiste vor, daß in dem Blockhause des lieben Freundes keine Fenster seien, die Thür stets offen stehe, Regen und Wind einströmen, alles durcheinander läge und Taddelby selbst in ziemlich defektem Anzuge am offenen Herde sitzen und sich wie ein Indianer anröcheln lassen würde. So war ich's gewohnt.

Als ich aber von ferne das Blockhaus erblickte, sah ich, daß es Fenster bekommen hatte und daß von dem Haus nach einem benachbarten Baume eine Leine gezogen war, von der frisch gewaschene Wäsche im Winde flatterte.

„Boß Wetter!“ sagte ich unwillkürlich vor mich hin. Diese großartige Neußerung eines bisher ganz verborgen gebliebenen Triebes zur Reinlichkeit und Wohllichkeit imponierte mir gewaltig.

Mittlerweile kam ich näher, und nun bemerkte ich, daß der große Tümpel, der sich in der Nähe der Hausthür früher ausdehnte und in dem sich die Schweine mit dem ganzen Behagen, dessen sie fähig waren, zu wälzen liebten, einem Nasenplage gewichen war, in dessen Mitte sich eine Herzliilie erhob, eine Prairieblume, die aber die Farmer in Ermangelung von etwas Besserem gern als Garten- und Zierblume verwenden.

Ich hielt meine beiden Pferde an und schüttelte den Kopf. Der Taddelby ist wohl gar gestorben, meinte ich, und ein anderer hat das Haus bezogen. Dabei ließ ich meine Blicke über den schwerfälligen Bau gleiten und mußte jetzt bemerken, daß überhaupt das ganze Anwesen einen anderen Charakter erhalten hatte; das Schindeldach war nicht mehr schadhast, zwei Fenster lugten mich blank und lustig an, und vor der Bank neben der Thür stand ein kleiner Fußschemel.

Meine Pferde, die sich wohl nach dem Futter sehnten, wurden ungeduldig, und das eine fing an zu wiehern. Da öffnete sich die Thür, und mein Freund Taddelby trat heraus.

„Alle Hagel!“ brach es aus mir hervor. „Also du existierst noch, alter Junge?“

Und er sah auch gar nicht so verdrießlich aus, wie ich gefürchtet hatte, und war auch gar nicht so schrecklich abgerissen.

„Warum soll ich nicht mehr existieren?“ versetzte er. „Die Frage müßte man doch vielmehr an dich selber richten. Fast zwei Jahre hast du dich nicht blicken lassen, so daß ich schon dachte, sie hätten dich irgendwo in einem stillen Thale aufgekümpft. Nun steig schnell herab — und vor allem, hol mir den Schnupstabs hervor. Teufel auch! Einen über ein Jahr so elendiglich sitzen zu lassen!“

„Siehst aber nicht gerade sehr elendiglich aus, alter Junge,“ versetzte ich.

Er machte wirklich einen weit stattlicheren Eindruck als früher und blickte auch viel klarer aus den Augen.

„Kann ja sein,“ entgegnete er schmunzelnd, „man macht ja wohl auch einmal eine Schwemmung.“ Mittlerweile war ich vom Pferde gestiegen und wollte die beiden Tiere vorläufig an dem Ringe anbinden, der sich für solche Zwecke an dem Blockhause befand, als sich die Hausthür abermals öffnete und eine Frau auf der Schwelle erschien.

Ich hätte die Halfterriemen beinahe aus der Hand gleiten lassen, so erschrak ich. Wenn ein Bär herausgetreten wäre, ich würde nicht so verduzt gewesen sein.

Sprachlos blickte ich zu Taddelby hinüber, der wohl schon aufgepaßt hatte, was für ein Gesicht ich machen würde, und nun halb belustigt und halb verlegen nickte.

„Ja, ja, es stimmt!“ sagte er lakonisch. „Hast du dich verheiratet, Taddelby?“ brachte ich endlich hervor.

Nun aber brach die Frau, ein hübsches, frisches Persönchen, in lautes Gelächter aus. „Wahrhaftig,“ rief sie, „es muß die wunderbarste Begebenheit von hundert Meilen in der Runde sein, daß Taddelby eine Frau genommen hat. Jeder, der vorüberkommt, ist zunächst starr vor Verwunderung. Aber nicht wahr, Alterchen, du hast mich nur aus Dankbarkeit doch, das mildert den Fall etwas. — Doch,“ brach sie den scherzhaften Ton ab, indem sie sich mir etwas näherte, „Ihr seid wohl der Bedlar, auf den er schon so lange sehnsüchtig gewartet hat?“

Und als ich das bejahte, reichte sie mir die Hand und schüttelte sie kräftig. Sie war wirklich ein hübsches Frauenzimmer, resolut, ohne alle Ziererei. Wie war dieser Taddelby nur zu der gekommen?

Sie lud mich ins Haus ein; sie wolle es mir leidlich bequem machen. Dabei traten wir, nachdem ich die Pferde befestigt, in das Haus ein, und ich kam nun von einer Verwunderung in die andere. Da war der frühere einzige große Raum in mehrere abgeteilt, ganz rechts im Winkel war sogar ein kleiner abgeschlossener Raum hergestellt, der mir als „Fremdenzimmer“ gezeigt und zugewiesen wurde. Hier säuberte ich mich dann erst etwas von dem Reifestaub, ehe ich zum Imbiß in das Wohnzimmer hinüberging.

Als ich dort eintrat, hatte die junge Frau die Mahlzeit fast vollständig hergerichtet, behend setzte sie eben noch die Theetassen auf den Tisch.

„Schön! Schön!“ rief sie mir entgegen. „Ihr seid ein pünktlicher Mann, wenigstens heute. Aber“ — und ein schalkhaftes Lächeln flog über ihr Gesicht — „etwas Schnupstabs müßt Ihr erst noch holen, ich bin nämlich auch sehr für den Schnupstabs eingenommen!“

Ihr Näschen sah zwar gar nicht danach aus, daß es mit Schnupstabs regaliert zu werden wünschte; ich sprang aber doch eiligst hinaus zu meinen Warenballen und holte ein Päckchen der feinsten Sorte, die ich hatte. Bei meiner Rückkehr saß sie mit Taddelby bereits am Tische und schenkte den Thee ein. Ein drolliges Lächeln zuckte um ihren Mund; Taddelby aber zog sofort seine große Schnupstabsdose aus der Westentasche und ließ sie sich von mir füllen. Dann nahm er mit dem ganzen Genuß des echten Schnupfers eine reichliche Prise.

„Endlich, endlich!“ rief die junge Frau. „Wie habe ich diesen feierlichen Moment herbeigewünscht! Wir waren ja vor einigen Monaten in Temperville, aber das Zeug, das wir dort kauften, war so miserabel, daß Taddelby es schließlich weggeschüttet hat. Und ich freue mich, daß ihn die Hoffnung, Ihr müßtet ja doch schließlich kommen, nicht hat zu Schanden werden lassen.“

„Und wo bleibt Eure Prise?“ fragte ich jetzt.

Sie lachte laut auf. „Ihr meint, weil ich vorhin sagte, daß auch ich Sympathien für den Schnupstabs hätte? Das ist auch richtig, aber bis zum Schnupfen kommt es dabei nicht. Doch Ihr sollt es erfahren, wie diese Sympathie entstand, aber stärkt Euch erst.“

Das war auch in der That zunächst das wichtigste, denn ich hatte einen tüchtigen Hunger mitgebracht. Und da alles, was die junge Frau aufgetafelt hatte, ganz vortrefflich war, so ließ ich es mir ordentlich schmecken, was ihr sichtlich Vergnügen machte. Dann stellte ich noch meine Pferde ordentlich ein, für Futter hatte Taddelby schon gesorgt, und

als es nun zu dämmern begann, fanden wir uns abermals zusammen, und zwar an einem Herde, der nicht rauchte.

"Ich bin begierig," hub ich an, als wir es uns bequem gemacht hatten, "zu hören, wie diese ausgezeichnete Umwandlung sich vollzogen hat."

"Ja, aber erzählen muß Taddelby," rief die junge Frau, "ich werde ihn korrigieren, wenn's not thut, und ihm auch weiterhelfen, wenn er stecken bleiben sollte."

"Na, na," warf Taddelby hin, "wir werden uns ja wohl auch selbst zurechtfinden, haben uns zwanzig Jahre allein beholfen!"

"Redensarten, Redensarten!" fiel die junge Frau ein.

"Nun denn," fuhr Taddelby fort, "ich will's beweisen. Ich will anfangen, wie man bei den Märchen anfängt, denn etwas märchenhaft ist die Geschichte, wenigstens scheint doch nicht alles mit rechten Dingen zugegangen zu sein."

"Es war also etwas Zauberei dabei," bemerkte ich.

Die junge Frau drohte mir mit dem Finger.

"Ich bin vielleicht sogar behext worden," fuhr Taddelby fort.

"Das ist aber doch zu arg!" rief die junge Frau.

"Also, es war einmal," nahm Taddelby, pathetisch wieder das Wort, "an einem schönen Sommertage. Ich hatte in der Frühe mein kleines Kornfeld gemäht und saß auf der Bank am Hause, um mich etwas auszuruhen. Höre ich da plötzlich vom Walde her Büchsenknallen; meine Hunde schlagen laut an. Schnell springe ich auf und hole mein Gewehr. Dann tappe ich vorsichtig nach der Richtung hin, von der die Schüsse herübergehallt hatten. Nun, um es kurz zu sagen, eine Farmerfamilie war dort unten an dem Blackriver mit Sack und Pack hinaufgezogen, um einen besseren Platz zur Ansiedelung in Beschlag zu nehmen, und dabei hatten einige nichtsnutzige Rothhäute einen Ueberfall gewagt. Dieses Gefindel hat sich eigentlich aus dieser Gegend fast ganz verzogen, weil wir uns hier doch sehr kultiviert haben."

"Nicht aufschneiden, lieber Taddelby!" unterbrach ich.

"Also ich sah gerade noch," fuhr Taddelby fort, "wie die Farmersleute ihr Heil in der schleunigsten Flucht suchten, und wie die Indianer mit ihrem bekannten Kriegsgeschrei auf etwas losstürzen wollten, was auf dem Boden lag. Da nahm ich mir die Schufte aufs Korn — und krach! krach! — heulend stürzten zwei von den roten Teufeln von ihren Pferden; die drei anderen zogen heftig ihre Pferde an, daß sie sich hoch bäumten. Jetzt schoß ich noch einmal, leider ohne zu treffen. Mein unerwartetes Dazwischenkommen schien die Kerle aber so verwirrt gemacht zu haben, daß sie wendeten. Auch die beiden, die ich aus dem Sattel geschossen hatte, krabbelten wieder in die Höhe, und mit allen Zeichen des größten Schreckens jagten sie auf und davon. Nun trat ich näher, und da fand ich zu meiner Ueberraschung ein Frauenzimmer im Grase liegen."

"Bitte, lieber Taddelby," unterbrach hier die junge Frau, "drücke dich höflicher aus."

"Verzeihe, liebe Mary," versetzte Taddelby, "also ich fand ein hübsches junges Mädchen."

"Allzu höflich brauchst du aber nicht zu sein!" warnte die junge Frau.

"Sie hatte hinten auf dem großen Planwagen geessen," nahm Taddelby seine Erzählung wieder auf, "und bei dem Angriff der Indianer einen Schuß in die Schulter bekommen. Dabei war sie, ohne daß es die

übrigen Mitglieder der Farmerfamilie bemerkt hatten, vom Wagen hinabgestürzt und hatte sich hierbei den Fuß verstaucht. Sie war vom Schrecken noch so gelähmt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Ich stopfte ihr also zunächst ein Tuch auf die Wunde, damit sie nicht mehr so arg blute, lud sie mir auf den Rücken und schleppte sie in mein Haus. Dort stellte sich heraus, daß der Schuß in die Schulter nur ein Streifschuß war, den man, ohne viel Kunst nötig zu haben, gut verbinden konnte. Auch den Fuß drückte ich wieder zurecht und verschnürte ihn dann fest, da er anzuschwellen begann."

Hier stand die junge Frau auf und ging hinaus. Sie müsse doch noch einmal nach dem Viehe sehen, bemerkte sie. Taddelby möge unterdessen ruhig weiter erzählen, er werde ja bei der Wahrheit bleiben.

Taddelby blickte ihr schmunzelnd nach und nickte.

"Ja, siehst du, lieber Freund," fuhr er dann fort, "da war ich ja auf einmal in einer wunderlichen Situation! Ein junges Frauenzimmer im Hause, und dazu noch eines, das ich pflegen sollte! Ich mag mich oft ungeschickt genug angestellt haben, denn ich habe es wohl gesehen, daß sie manchmal über mich lächeln mußte. Na, schließlich ging es aber doch; die Wunde an der Schulter heilte ganz gut, und sie konnte auch nach und nach mit dem verstauchten Fuße wieder auftreten."

Unterdessen hatte sie mir erzählt, daß sie eine entfernte Verwandte der Farmersfamilie sei, die da überfallen wurde, und daß sie es dort recht schlecht gehabt habe; alle schweren und häßlichen Arbeiten habe sie thun müssen, und dafür habe man ihr kaum das Nötigste gewährt. Dabei gab sie mir zu verstehen, daß sie ganz gern bei mir bleiben wolle, sie verstehe alles, was man bei einem Farmer- und Waldleben wissen und können müsse, und es sei für die Wirtschaft hier vielleicht ganz gut, wenn noch eine Frauenhand mit eingriffe."

"Der Meinung bin ich immer gewesen, mein lieber Taddelby," mußte ich hier zustimmend einfügen.

"So?" fragte Taddelby etwas verdutzt.

"Nun, mag sein. Aber es fiel mir doch entsetzlich schwer auf die Seele, daß sie hier bleiben wollte. Alter Freund, stell dir vor: fünfzehn Jahre habe ich hier immer mütterseelenallein gehaust, und nun sollte mir auf einmal täglich auf Schritt und Tritt ein Frauenzimmer begegnen! Du kannst dir das nicht so vorstellen, wie mir war, du treibst dich so in der Welt herum, siehst täglich Menschen, es kümmert dich gar nicht, wer sie sind, du brauchst ja auch nicht mit ihnen zusammenzuwohnen den ganzen langen, stillen Winter hindurch, wo du nur die Ziegen meckern und die Prairiehunde heulen hörst. Ich machte also mehrere weitere Ausflüge, um zu sehen, wohin wohl die Farmersleute gezogen wären, aber ich konnte von ihnen keine Spur auskundschaften. Manchmal in meiner Ratlosigkeit faßte ich sogar den abenteuerlichen Plan, ich wollte ganz heimlich ausrücken, weiter in das Gebirge hinein, meintwegen mochte sie das Blochhaus mit den Ziegen und Schweinen behalten. Aber man trennt sich nicht gern vom Altgewohnten, und so blieb denn die Sache in der Schwebe."

Mittlerweile fing sie an, sich nützlich zu machen, übernahm das Kochen, das immer meine schwache Seite gewesen ist, pökelte und räucherete Fleisch für den Winter, besorgte die Fütterung des Kleinviehs, worauf das wirklich besser voranging als früher, bewog mich, hier den Wohnraum durch die Bretterwand abzutrennen, wobei sie wacker mithalf, und räumte überhaupt tüchtig auf im Hause."

"Es war die höchste Zeit, lieber Taddelby," bemerkte ich; er ging aber nicht weiter darauf ein.

"Trotz alledem," fuhr er fort, "konnte ich mich nicht daran gewöhnen, daß sie nun dauernd hier bleiben sollte. Ich machte ihr den Vorschlag, ich wollte sie nach Tempenville bringen, dort würde sie leicht eine Stelle als Wirtschasterin oder dergleichen bekommen, aber sie wollte nicht. Ich schlug ihr auch vor, sie solle sich den Mormonen anschließen, die gerade einen großen Schub nach Süden machten und etwa fünfzig Meilen von hier seit Wochen in langen Zügen vorbeikamen; aber das wollte sie erst recht nicht."

Es war schrecklich! Wie sich der Mensch manchmal verrennen kann! Ich wurde ganz melancholisch. Da brachte mich das edle Weidwerk plötzlich auf die rechte Bahn. Seit lange trieb ein starker Bär unten am See sein Unwesen. Ich hatte ihn wiederholt beobachtet und feinetwegen schon halbe Tage lang auf der Lauer gelegen, aber er war mir nie in Schußweite gekommen. Ich sah auch bald ein, daß ich ihn am hellen Tage wohl nie vors Rohr kriegen würde, viel leichter war das spät abends möglich, wenn es ganz dunkel, besonders kein Mondschein war.

Ich setzte mir also meinen Kahn in stand, und an einem pechfinsternen Abend wollte ich dann mein Glück versuchen. Aber sie litt es nicht, daß ich allein ginge, das sei in solcher Finsternis zu gefährlich, sie werde mit mir gehen, sie könne sehr gut rudern und werde mir den Kahn führen. Poß Wetter! Jetzt wollte sie auch noch mit mir auf die Jagd gehen! Das war mir denn doch zu arg. Ich wetterte, sie sollte sich wieder dahin scheren, woher sie gekommen wäre, rief ich, o, ich würde noch viel gröber; sie fing an zu weinen, gottsjämmerlich heulte sie, dennoch ließ sie nicht ab. Sie habe eine entsetzliche Angst, es müsse mir etwas passieren, wenn ich in dieser stockdunklen Nacht allein auf den See ginge, sie habe eine schlimme Ahnung. Was wollte ich machen, wenn ich den Bären nicht fahren lassen wollte, und ich dachte ganz bestimmt, daß ich ihn erwischen würde — ich mußte sie mitnehmen.

In der That, sie konnte ganz ausgezeichnet rudern, sie lenkte genau, wie ich es sagte, und legte die Ruder so leise ein, daß kaum ein Geräusch entstand. Bald waren wir in der Gegend, wo der Bär ans Wasser zu kommen pflegte. Ich ließ ziemlich nahe an das Land heraufahren und den Kahn leise am Ufer dahinstreichen. Längere Zeit gewahrten wir abstrukt nichts, es herrschte eine Totenstille; wiederholt hielten wir den Kahn an und lugten nach allen Seiten, dann fuhren wir wieder etwas weiter in den See hinein, um einen größeren Rundblick zu haben — da hörten wir einen Zweig knacken, und zugleich gewahrten wir beide zwei funkelnde Augen, drüben dicht am Ufer. Das mußte der Bär sein. Das Herz klopfte mir vor Erregung. Sofort legte ich an und zielte auf das Schwarze zwischen den beiden funkelnden Augen. Der Schuß krachte, weit hallte er durch die dunkle Nacht, zugleich hörten wir aber auch ein starkes Gebrüll. Ich hatte das Tier offenbar nicht in den Kopf, sondern wohl etwas seitwärts in den Rücken getroffen, wahrscheinlich ziemlich schmerzhaft, denn es heulte förmlich. Dann erfaßte es die Wut, es sprang ins Wasser und schwamm auf uns zu. Jetzt galt es, schleunigst davon zu kommen, mit einem angeschossenen Bären zusammenzugeraten ist keine Kleinigkeit. Noch einmal zu schießen war mißlich, man konnte zu wenig sehen, dabei verlor man die Zeit. Ich warf also die Flinte in den Kahn und

griff nach dem einen Ruder, um auch meinerseits das Fahrzeug mit vorwärts bringen zu helfen; aber in der Erregung war ich ungeschickt, das Ruder entglitt mir, als ich mich zurechtsetzen wollte, und dahin war es. Jetzt bot Mary ihre ganzen Kräfte auf, aber mit dem einen Ruder war nicht viel zu machen — der Bär kam immer näher. In unserer Angst holte ich mein Gewehr wieder hervor, aber — o weh! — der Kahn hatte etwas Wasser durchgelassen, das Gewehr war voll Wasser gelaufen und versagte.

Mittlerweile war der Bär schon dicht bis an unseren Kahn gelangt. Er pustete und schnaubte, daß die Wasserpritzer bis in den Kahn flogen. Plötzlich hob er sich auf, er war dicht vor uns. In der Verzweiflung

ergriff ich das Gewehr und hieb mit dem Schaft auf ihn ein, aber auf dem dicken Bärenschädel krachte das Gewehr auseinander.

Die funkelnden, wutprühenden Augen waren jetzt dicht vor uns — wir glaubten schon Kinder des Todes zu sein — eben hob die Bestie die Laze, um sie auf den Kahn zu legen, da stürzte Mary auf mich zu, riß mir meine Schnupstabsdose aus der Tasche, öffnete sie und warf dem Bären den ganzen Inhalt in die Augen. Mit einem lauten Gurgelton fuhr er zurück, dann stieß er ein fürchterliches Gebrumm aus und schüttelte sich ununterbrochen. Dann wandte er sich und verschwand im Dunkel. Wir waren gerettet. Aber wir zitterten an allen Gliedern. „Mary,“ brachte ich endlich hervor, „daß

werde ich dir danken — jetzt bleibst du bei mir, solange du willst.“

Sie antwortete nichts, sondern arbeitete nur eifrig mit dem einen Ruder, daß wir vorwärts kämen. Freilich ging das nur sehr langsam, aber schließlich kamen wir denn doch wieder wohlbehalten an unserer Landungsstelle an.

Den Bären hatte ich nicht bekommen, aber dafür — —

„Eine Frau!“ rief eine lachende Stimme. Frau Taddelby war eben wieder eingetreten und hatte gerade auch die letzten Worte gehört.

„Stimmt,“ sagte Taddelby, „denn schon am Sonntag ließen wir uns in Temperville trauen.“

Humoristisches.

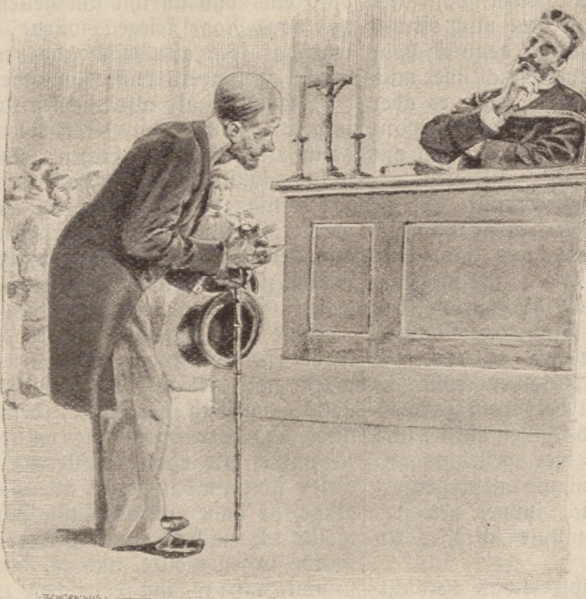
Abgeurteilt.

Dichterling: Sie hatten die Güte, mein Drama zu lesen. Darf ich jetzt um Ihr gültiges Urteil bitten?

Kritiker: Offen gestanden, mein Lieber, als ich Sie vor zwei Jahren im Bade kennen lernte, war meine Ansicht über Sie besser als heute!

Dichterling: Sollten Sie sich nicht täuschen? Damals dichtete ich noch gar nicht!

Kritiker: Eben — deswegen!



Der entlarvte Pantoffelheld.

Richter (im Diebstahlsprozeß): Ziel Ihnen denn der fremde Mensch nicht auf, der Ihnen nachts im Hausgang begegnete, mit den Stiefeln in der Hand?

Zeuge (harmlos): Nein; ich hatte die meinigen ja auch in der Hand!



„Und darum auch meine Sympathie für den Schnupstabaß,“ fuhr die junge Frau neckisch fort, „obgleich ich nicht selber schnupse. Ohne den Schnupstabaß wäre Taddelby nie in die Lage gekommen, mich aus Dankbarkeit zu heiraten.“

„Schelm du!“ rief Taddelby. „Lassen wir's dabei,“ versetzte ich, „denn die Dankbarkeit ist eine schöne Sache. Und da die Liebe hinterher gekommen ist, wie ich ja längst gemerkt habe, so mag immerhin der Schnupstabaß seine Ehre behalten, zudem sehe ich es als Pödlar ja sehr gerne, wenn meine Ware doppelt geschätzt wird.“

Aber die kleine Meckerei wegen der Dankbarkeit ist geblieben. Doch läßt sie sich Taddelby ganz gern gefallen, denn unter seiner Frau umsichtiger Wirtschaft kam er bald in die Höhe, verkaufte auch — da die Frau weit besser rechnen konnte — seine Felle viel preiswerter. Jetzt sieht er, was er ohne seine Frau nie erreicht hätte, als kleiner Rentier in Temperville und läßt die Söhne draußen haufen. Aber seinen Schnupstabaß bezieht er noch immer von mir, obgleich er ihn heute in Temperville ebensogut bekommen könnte. Er hält eben etwas auf die Dankbarkeit.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 33:
Fang's nur frisch an, so ist's halb gethan.

Charade. (Zweifelsig.)

Des Rätsels erstes Wort: die heimliche Klausur
Besichert es sicher dir und traut. —
Wie froh dein Auge jedes zweite schaut,
Wenn du aus weiter Ferne wieder kehrt nach Hause!
Doch willst die Worte nunmehr du vereinigt sehen,
So wird dein Weg ein weiter sein;
Bis in die Wolken ragt es stolz hinein,
Vom ew'gen Schnee und Eis bedeckt die steilen Höhen!

Auflösung folgt in Nr. 35.

Rätsel.

Mit der sei jeder Jungfrau er besichert,
Die heimlich sich den Eh'gemahl begehrt.
Mit die zu geben sie ist alter Brauch;
Doch mancher freilich, er studiert sie auch.
Mit das, was sag' ich dir von ihm? Se nun:
Du sollst es nicht nur raten, sollst es thun!

Auflösung folgt in Nr. 35.

Auflösung des Citaten-Rätsels in Nr. 33:
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart.